

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 111 (1985)
Heft: 38

Illustration: [s.n.]
Autor: Stauber, Jules

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hilflos

Der Abend eines sommerheissen Tages. Menschenmassen wälzten sich durch den Zürcher Hauptbahnhof. Ich wälzte mich mit ihnen. Kein schneller Schritt war möglich, wegen der Völkerstämme nicht, wegen der Temperatur erst recht nicht. Mehr als dreissig Grad hatte man bestimmt gemessen. Mir graute es

Von Ilse Frank

beim Gedanken an die Fahrt in stickiger Zugluft.

Noch kroch ich den Gleisen entlang, strebte zu Fuss Richtung Heimat, parallel zur SBB-Komposition so weit nach vorne wie möglich, um ein freies Plätzchen zu ergattern. Schon befand ich mich ausserhalb des Perrondaches, wo mir die Sonne in den Nacken brannte, dass ich ächzte. Während ich seufzte, gewahrte ich einen jungen Mann, der lang ausgestreckt am Boden lag, mitten in Kofferbergen und Taschenhügeln, die er dösend zu bewachen schien. Ich wunderte mich über die Hitzebeständigkeit des Burschen, schämte mich bei nahe meines Jammerns und wollte an dem Ruhenden vorüber schleichen. Da kippte er zur Seite, liess einen Laut des Ekels vernehmen. Ich schaute genau hin, sah, dass Schaum aus dem geöffneten Mund quoll. Der Schreck lähmte mich für Sekundenbruchteile. Dann wandte ich mich zägend an einen eben aus dem Waggon steigenden Passagier und sagte: «Entschuldigung, ich glaube, wir sollten helfen. Dem jungen Mann da geht es schlecht.»

Der Angesprochene stellte sich hinter mich, schaute mir über die Schulter. Ich rief den wie tot Daligenden an, rief «Hallo» und «Was ist?», bekam jedoch keine Antwort. Jede Reaktion blieb aus, auch als ich den Burschen am Arm fasste und seinen Körper sacht rüttelte. Inzwischen war ein weiterer Reisender hinzugetreten. «Pumpt ihm den Magen aus!» befahl der Fremde, und ich dachte sofort an übermässigen Alkoholgenuss, an Drogenmissbrauch. «Wahrscheinlich ist er betrunken», informierte ich den von mir herbeigerufenen Passagier. Da kam ich schön an! «Warum betrunken? Der Mann hat viel eher einen Kollaps. Bestimmt ist er bei dem warmen Wetter schon lange unterwegs.»

Diesmal schämte ich mich wirklich: Ich hatte mich, ohne zu überlegen, ohne wahre Anteilnahme auch, vom Geschwätz eines Senkrechten anstecken lassen. Um das Fehlverhalten wettzumachen, lief ich zum abseits beschäftigten Kondukteur, schilderte ihm den Vorfall und bat ihn um Beistand. Der Uniformierte kam, blickte in die Runde, machte dem Bremsenprüfer Meldung. Ich glaubte, die Rettung für den Zusammengebrochenen nahe, und um nicht aufdringlich zu erscheinen, entfernte ich mich, setzte mich in die Eisenbahn.

Nach fünf Minuten hörte ich noch nichts Spezielles, also lehnte ich aus dem Fenster und entdeckte zu meiner Erleichterung einen mit Funk versehenen Arbeiter neben dem jungen Mann. Getrost liess ich mich auf «meiner» Bank nieder, erhob mich aber wenig später wieder.

Draussen hatte sich die Szene noch nicht verändert. Ich begann mich aufzuregen, schüttelte den Kopf, rätselte, was das Nichtstun zu bedeuten habe. Da tauchten zwei weitere Reisende auf, packten den jungen Mann an Armen und Beinen, schleiften den leblos wirkenden Körper in den kargen Schatten, den eine Reihe von Gepäckwälzchen warf. Den Kopf des offenbar Ohnmächtigen drehten die beiden sorglich zur Seite.

Ich zieh mich eines Versäumnisses, weil ich nie einen Kurs in Erster Hilfe besucht hatte, und hoffte, Träger mit einer Bahre würden mich bald vom Alp befreien. Als dies nach einer Viertelstunde noch immer nicht der Fall war, wandte ich mich erneut an den Kondukteur: «Sie, kümmert sich denn niemand wirklich um den armen Menschen?» «Doch, klar!» beruhigte mich der Gefragte, «aber bis die Ambulanz durch den Stossverkehr gefunden hat, dauert es eben eine Weile.» – Die Ambulanz! Das gab's ja gar nicht. Ich hatte geglaubt, im Bahnhof befindet sich ein Sanitätsposten, doch so naiv konnte wahrscheinlich wieder nur ich sein. Vor Gram, aus Grimm wurde mein Kopfschütteln immer heftiger. «Ein Skandal!» murmelte ich, und es war mir vollkommen gleichgültig, wer was von mir hielt.

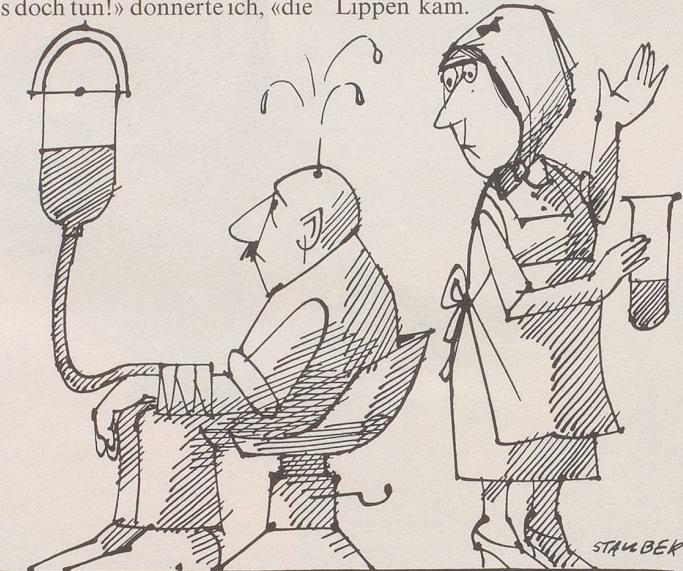
Während der Heimfahrt, zu Hause sah ich dauernd den Ärmsten vor mir, wie er in der Hitze lag und sich nicht rührte. Das Bild verfolgte mich.

Anderntags wollte ich es genau

wissen. Ich rief die SBB-Information an, erkundigte mich, ob es im Hauptbahnhof Zürich tatsächlich keinen Sanitätsposten gebe. «Nein», lautete die lakonische Antwort. «Da ist niemand, der medizinische Dienste zu leisten imstande wäre?» «Nein», lautete die Antwort wieder, «höchstens ein Pflästerchen oder so wird abgegeben.» Ich rang nach Atem. Das hatte mein Gesprächspartner wohl vernommen. «Überhaupt», stellte er klar, «wäre die Einrichtung des Postens Aufgabe der Stadt, nicht der SBB.» «Dann soll sie's doch tun!» donnerte ich, «die

Polizei hockt ja auch da.» «Die braucht es eben», gab die Stimme am anderen Drahtende zurück. «Meinen die Zürcher», spottete ich, «und die Sanität braucht's natürlich nicht. Sterben könnte einer ...» «Ja, bei diesen Temperaturen schon», gab die Auskunftsperson zu. Da verabschiedete ich mich kurz und warf den Hörer empört auf die Gabel.

Dann sass ich lange vor dem Apparat, legte mir manches zurecht. «Diese elenden Quadrat-schädel!» war das Mildeste, das in der Schimpftirade über meine Lippen kam.



Aussteiger

Sie sind nicht die einzigen Aussteiger, meine beiden Freunde. Aussteigen gehört schon fast zum guten Ton. Doch zweimal aussteigen ...?

Vor zwei Jahren stiegen sie aus, beide. Er hatte genug von Sitzungen im Management, von Geschäftssessen, Vor- und Nachspeisen. «Du», sagte er zu mir, «ich kann meiner Lebtag keine Pommes frites mehr sehen. Ab sofort gib's bei mir Kartoffeln nur noch so, wie sie aus dem Boden kommen. Du, ich suche mir einen Bauernhof.»

Sie hatte von ihrem Traumjob genug. Bei einem Prominenten-chirurgen «Fehlentwicklungen» umzumodellieren, davon hatte sie die Nase voll. «Fertig!» sagte sie zu mir, «ab sofort langt's mir. Ich hab' nur noch einen Wunsch. Ich will ein Büsi, einen Hund, Hühner, Schafe, alles, nur keine verückten Frauenzimmer mehr. Du, wir suchen uns einen Bauernhof.»

Tatsächlich schafften es die beiden Aussteiger innert eines halben Jahres, den gesamten Wohlstand abzustreifen, aus der dezent gediegenen Garderobe in währschaftige Jeans und leinene Hemden umzusteigen. Selbst ein Bauernhof war in Sicht: Glücklich waren sie, die beiden, sehr glücklich. Bei einem gelegentlichen Zusammensein sprach man wieder über die vergangenen Jahre, und wieder fiel das Wort Pommes frites. «Du», sagte er, «wenn du so viele Pommes frites gegessen hast wie ich, kannst du unmöglich jemals wieder auch nur an Pommes frites denken. Pommes frites – das ist etwas, was es in meinem Leben nie mehr geben wird. Alles – nur keine Pommes frites.»

Als im Mai die Bäume blühten, war Umzug auf den Bauernhof. Das umgebauten Haus war zu einem Schmuckstück geworden. Natürlich ohne allen Luxus, aber gemütlich. Hühner gackerten ums Haus, lieferten täglich frische Eier, ein Büsi samt Jungen war auch da, und meine Freunde genossen es, ihren endlich gefun-